

Peer Pasternack

Zweckfreie Nützlichkeit

Hochschulqualität als begrenzt paradoxes Phänomen

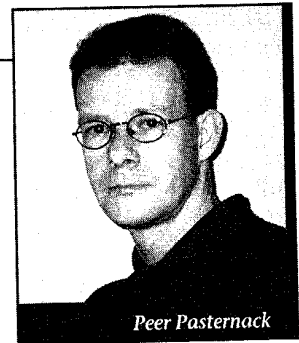
Den empirischen Kern von Qualität bildet etwas, das aus der Perspektive der akademischen Zweckfreiheit geleugnet oder nur sehr widerwillig ausgesprochen wird: die Nützlichkeit.¹ Im Qualitätsmanagement findet diese ihren Niederschlag, wenn dort Qualität mitunter als »fitness for use«, Gebrauchstauglichkeit, bezeichnet wird – während andere sich aufgeklärter dünken, indem sie auf die Zweckdienlichkeit bestimmter Qualitäten abstellen: »fitness for purpose«.

Humboldt als Zeuge der Verteidigung der Zweckfreiheit?

Die hochschulbezogenen Gegenargumente dazu beziehen sich gern auf *Humboldt*. Die innere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten, so schrieb dieser, müsse »ein ununterbrochenes, sich immer selbst wiederbelebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten«, und zwar, um »das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen.«²

Nun kann in der Tat ein in seinen Abläufen und Ergebnissen unvorhersehbarer Prozess wie z. B. das Forschen nicht ohne Schaden in ein strikt utilitaristisches Programm eingebunden werden. Allerdings hat *Humboldt* nie eine Universität konzipiert, deren »Absichtslosigkeit«, d. h. Entlastetsein von unmittelbaren Zwecken unnützlich sein soll. Mehrfach bringt er – freilich mittelbare – Zwecke in Anschlag, um die Berliner Universitätsgründung zu motivieren: Allein Universitäten könnten dem Land, in dem sie sich befinden, »Einfluss auch über seine Grenzen hinaus zusichern.«³ Der Vorteil, der von Staats wegen der Universität eingeräumt wird, müsse sich »dann auch im Resultat ausweisen«. *Humboldt* betont, »nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um«, um dies sogleich an einen Staatszweck zu binden: dem Staat sei es nicht »um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun.«⁴

Die sog. Zweckfreiheit erweist sich bei genauer Lektüre als die Differenzierung von Zweckhorizonten: Hinsichtlich des Verhältnisses der »höhere(n) Anstalten ... als wissenschaftliche zum praktischen Leben« dürfe der Staat »von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, dass, wenn sie ihren Endzweck er-



Peer Pasternack

In an earlier article (Die Hochschulqualitätsdebatte; HSW 2/2000), Peer Pasternack attacked the quality concept commonly used in institutes of higher education. Now, he wants to explicate it. His article Purpose-Free Utility: University Quality as a Restrictedly Paradoxical Phenomenon points out that university science was never intended to be free of utility and purpose – even by Humboldt. Nonetheless, he emphasizes the need to distinguish between direct and indirect utility as well as a usage that reduces or stabilizes value. He studies the different dimensions of quality, and finds first- and second-order quality (or qualities). He then returns to the issue of useful institutes of higher education and presents astute findings.

reichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen lässt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag.«⁵ Immerhin jedenfalls stehe die Universität deshalb in »engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates« (als die Akademien), »da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht.«⁶

Humboldt strebte keineswegs eine Universität an, deren überwiegende Anzahl ihrer Absolventen ein lebenslanges Gelehrtendasein fristet – weshalb auch »Theorie und Praxis beym Unterricht nie so geschieden seyn darf.«⁷ Realistisch sah er, dass das wissenschaftliche Streben »in voller und reiner Kraft ... überhaupt nur in wenigen sein« könne. Freilich brauche es auch »nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken.«⁸ Statt komplette akademische

1 Vgl. zur Problemeinordnung Pasternack, 2000.

2 *Humboldt*, 1993 a, S. 256 f.

3 Ders., 1993 b, S. 30.

4 Ders., 1993 a, S. 257 f.

5 Ebd., S. 260.

6 Ebd., S. 263.

7 Ders., 1993 b, S. 31.

8 Ders., 1993 a, S. 258.

Altersjahrgänge in den Universitätsprofessorenberuf zu zwingen, hatte auch *Humboldt* lebensnahe Optionen im Blick: Die Studenten sollten, indem sie sich »zweckfrei« bilden, hernach für Tätigkeiten als preußischer Staatsbeamter, als Richter, Lehrer an höheren Schulen, Arzt⁹ oder Pfarrer¹⁰ gerüstet sein. Zur Ausbildung für eben solche praktischen Tätigkeiten hielt *Humboldt* einen größeren Abstand der Universitäten vom Alltag und seinen Aufgaben für nötig. Das hat seinen Grund nicht allein in der idealistischen Idee vom Zusammenhang allgemeiner Bildung, Wertebindung und Persönlichkeitsbildung, sondern ist durchaus funktional: Nur eine (Aus-)Bildung, die zunächst diesen Abstand vom profanen Alltag herstellt, befähigt optimal zur anschließenden Bewältigung dieses Alltags und seiner Aufgaben. Sehr genau besehen also (und polemisch zugespitzt): von Zweckfreiheit bei *Humboldt* keine Spur.

Zweckbindung der Qualität?

Ebenso können auch Qualitäten paradoxerweise zwar frei von Nutzen und Zwecken gedacht werden, doch ist diese Freiheit immer funktional: Jede Zweckfreiheit dient einem bestimmten Zweck und legitimiert sich über diesen. Insofern kommt es lediglich auf den inhaltlichen und zeitlichen Horizont an, um die Zweckbindung und Nützlichkeit auch von Hochschulqualität zu erkennen. Hochschulqualität benötigt, um entstehen zu können, eine Situation der Freiheit von Zwecken und Nützlichkeitsbindungen, entsteht aber nur deshalb, weil sich mit ihr bestimmte Zwecke und Nutzenerwartungen verbinden. Jeglicher Nutzen ist Befriedigung vorhandener oder entstehender Bedürfnisse. So sehr es indes gute Gründe gibt, diese Bindung an Bedürfnisbefriedigungen nicht in die ökonomische Bestimmung: »Qualität ist das, was der Kunde als Qualität sieht«¹¹ zu übersetzen – so sehr sollte aber unterschieden werden zwischen unmittelbarem und mittelbarem Nutzen von Qualität. Auf der Grundlage dieser Unterscheidung wird dann akzeptabel, dass auch Hochschulqualität nützlich sein sollte, wenn gleich nicht zwingend in operativer Unmittelbarkeit. Oder anders gesagt: Auch die Zweckfreiheit von Forschung und Bildung ist zweckdienlich.

Soweit vorgedrungen, kann der entsprechende Vorgang in den Blick genommen werden. Nutzen realisiert sich qua Nutzung, und die jeweilige spezifische Nützlichkeit von Qualitäten wird durch zwei prinzipiell verschiedene Nutzungen realisiert:

- Einerseits sind Nutzungen zu beobachten, die mit **stofflichem Verbrauch** verbunden sind, d. h. die Qualitäten werden im Zuge der Nutzung vernutzt, lassen also nach. Da immer eine Bewertung, also eine Wertzuerkennung durch Akteure einem Vorgang oder Gegenstand Qualität attestiert, lässt sich dieser Typus der Nutzung als **wertmindernde Inanspruchnahme** kennzeichnen. Die Belast- oder Haltbarkeit eines Produkts etwa lässt im Zuge seiner Nutzung nach, und eine hochwertige Lehrkräfte-Studierenden-Interaktion wird vom Kräfteverschleiß aller Beteiligten begleitet.
- Andererseits gibt es solche Nutzungen, die hinsichtlich der Qualität entweder **verbrauchsfrei** vonstatten gehen oder wo durch die Nutzung die **eigentliche Qualität** erst entsteht. Bezugnehmend auf den Umstand, dass immer eine Bewertung durch Akteure Qualität attestiert, lässt sich dieser Typus der

Nutzung als **wertstabile bzw. wertverbessernde Inanspruchnahme** kennzeichnen. Problemkompetenz bspw. lässt sich, so sie einmal vorhanden ist, nutzen und anwenden, ohne dass sie sich verbraucht. Eine Gastwirtslederschürze ist funktional im Sinne stofflicher Qualität, doch gewinnt sie erst durch ihre (Ab-)Nutzung die eigentliche Qualität, Lederschürze eines Gastwirts zu sein, da erst die Gebrauchsspuren die ästhetische Qualität entstehen lassen, die eine schlichte Lederschürze zur Gastwirtschürze promovieren.¹²

Lässt sich diese Unterscheidung präziser begrifflich fassen? Ein Ansatzpunkt kann in verschiedenen Definitionsbemühungen aus unterschiedlichen Bereichen gefunden werden, sobald dort eine Aufschlüsselung von Qualität in Dimensionen, Aspekte, Perspektiven usw. vorgenommen wird. Dabei nämlich ist eine wiederkehrende Differenzierung zu beobachten. In den unterschiedlichsten Formulierungen und voneinander abweichender Detailliertheit werden fortwährend harte Faktoren einerseits und weiche Faktoren andererseits unterschieden. Erstere gelten als standardisierbar und prinzipiell konsensfähig, letztere fordern die sprachliche Fantasie der Autoren: *Vroeijenstijn* vergleicht die Qualität mit der Liebe;¹³ *Akerlof* spricht von »weniger nachprüfbareren Qualitäten«;¹⁴ *Meyer zu Drewer* verweist auf eine »subjektive und emotionale Dimension der Qualität von Nahrungsmitteln«;¹⁵ *Kolodruzak* erkennt eine »emotionale Komponente«,¹⁶ und das RAND Institute spricht (für das Gesundheitswesen) von »art of care«.¹⁷

Geistesgeschichtlich ist diese Unterscheidung geläufig. Zahlreiche Autoren schrieben über Jahrhunderte hin den Dingen Qualitäten erster und zweiter Güte zu. Erstere seien der mathematischen Erkenntnis zugänglich, letztere nicht. Doch bleibt dies zu ungenau. Nicht eine, sondern zwei zentrale Unterscheidungen sind zu treffen.

Quantität – Qualität erster Ordnung – Qualität zweiter Ordnung

Diese beiden Unterscheidungen bleiben, wenn von Hochschulqualität und ihren Kriterien gesprochen wird, regelmäßig außer Acht. Die erste Unterscheidung ist die zwischen Quantität(en) und Qualität(en). Schlichte quantitative Merkmale werden häufig als Qualitäten offeriert. Doch sind eine geringe Drop-out-

9 Vgl. seine Erwähnungen der Berliner Medizinischen Anstalten und der »Thier-Arzeney-Schule«, welche in die zu gründende Universität integriert werden sollten: *Humboldt* 1993b, S. 32, 34, 37; ders. 1993c, S. 114.

10 Vgl. seinen Vorschlag, neben Breslau auch an den anderen Universitäten katholisch-theologische Lehrstühle zu schaffen, auf dass »die Katholiken sich nach und nach ... auf Protestantischen Universitäten zu studieren gewöhnten«: *Humboldt* 1993b, S. 32.

11 Zit. nach *Stephan* 1994, S. 13.

12 Das Beispiel geht zurück auf die sog. Gebrauchspatinadiskussion, die der DDR-Designer *Clauss Dietel* angestoßen hatte (*Dietel*, 1973, S. 39); vgl. das Resümee der Debatte bei *Kühne*, 1981, S. 257 ff.

13 *Vroeijenstijn*, 1993, S. 52.

14 *Akerlof*, 1970, S. 489 f.

15 *Meyer zu Drewer*, 1992, S. 17.

16 *Kolodruzak*, 1992, S. 31.

17 RAND Institute, 1998.

Quote, eine günstige Lehrkräfte-Studierenden-Relation oder ein hohes Publikations-Output für sich genommen keine Qualitäten. Vielmehr können sie fallweise mit ganz unterschiedlicher, nämlich sehr guter, hinreichender oder unzulänglicher Qualität verbunden sein. Quantitative Eigenschaften sind der mathematischen Erkenntnis zugänglich, d. h. messbar.

Die zweite Unterscheidung besteht innerhalb dessen, was zutreffend als Qualität(en) bezeichnet wird. Allgemein lassen sich darunter kombinatorische Effekte verstehen, die einen sinnhaften Überschuss integrieren – umgangssprachlich: »die Summe ist mehr als ihre Teile«. Doch werden, sobald von Qualität(en) die Rede ist, zwei völlig verschiedene Arten von Qualität gemeint:

- Zum einen wird von »Qualitäten« – im Plural – gesprochen. Damit werden isolierbare Einzeleigenschaften bezeichnet. Solche sind etwa die Lehrkräfte-Studierenden-Interaktion oder die Fremdsprachenkompetenz von Studierenden. Es werden damit Aspekte des Betrachtungsgegenstandes benannt, die sich im Übrigen mit ganz unterschiedlichen weiteren Qualitätsmerkmalen verbinden können. Das hier Gemeinte lässt sich als Qualität erster Ordnung bezeichnen.
- Zum anderen aber wird mit »Qualität« – im Singular – etwas bezeichnet, das einen Prozess, eine Leistung oder ein Gut ganzheitlich durchformt. Darunter sind komplexe Eigenschaftsbündel zu verstehen, die den Betrachtungsgegenstand in seiner Gesamtheit prägen. So kann etwa ein Studiengang internationalisiert sein, wovon aber nur dann mit Berechtigung zu sprechen ist, wenn sich dies in allen seinen Bestandteilen – inhaltlich, zeitlich, (fremd-)sprachlich, personell, strukturell – niederschlägt. Das hier Gemeinte kann als Qualität zweiter Ordnung gekennzeichnet werden.

Zu unterscheiden sind also zwei Grundmuster von Qualität. Beide sind zugleich dadurch gekennzeichnet, dass sie je unterschiedliche Interventionsinstrumentarien benötigen, sobald sie zielgerichtet entwickelt werden sollen. Qualität erster Ordnung kann im Rahmen von Single-Issue-Ansätzen gestaltet werden. Qualität zweiter Ordnung hingegen benötigt einen Systemveränderungsansatz. Der Single-Issue-Ansatz ist von minderer Komplexität und erlaubt entweder die punktgenaue Intervention, d. h. der Eingriffsort ist unmittelbar das Wirkungsziel, oder die Einkreisung eines isolierbaren Problems. Der Systemveränderungsansatz zeichnet sich durch höhere Komplexität aus und erfordert eine ganzheitliche Veränderungsstrategie; diese können auch eine Integration verschiedener Zielpunkt-Interventionen und/oder Einkreisungen mehrerer isolierbarer Probleme sein.

Festhalten lässt sich daraus für unseren Zweck, dass mit Qualität voneinander Unterscheidbares bezeichnet wird: Sachverhalte, die sich plausibel beschreiben lassen, insofern sie an Alltagserfahrungen anknüpfen, und Sachverhalte, die durch Interpretation bestimmt werden müssen und insofern gemeinsame diskursive Codierungen benötigen, um intersubjektiv nachvollziehbar zu sein. Gemeinsam ist beiden Qualitäts-Grundmustern, dass sie kombinatorische Effekte beschreiben. Die isolierbaren Einzeleigenschaften ergeben sich aus der Kombination diverser Elemente, die sich auflisten lassen und deren strukturelle Verbindungen auch modelliert werden können. Die ganzheitlich durchformende Güte hingegen ist etwas mehr: Sie stellt den kombinatorischen Effekt mehrerer kombinatorischer Effekte dar; es handelt sich gleichsam um quadrierte kombinatorische Effekte.

Zusammengefasst kann unter Qualität Folgendes verstanden werden:

- Qualität ist eine Kategorie zur Bezeichnung kombinatorischer Effekte hinsichtlich der Zweckdienlichkeit eines Gutes oder eines Prozesses.
- Die kombinatorischen Effekte lassen sich in zwei Grundmuster unterteilen, nämlich Effekte minderer und hoher Komplexität.
- Kombinatorische Effekte minderer Komplexität (»Qualität erster Ordnung«) sind
 - isolierbare Einzeleigenschaften,
 - die verbal standardisierbar sowie
 - im Rahmen von Single-issue-Ansätzen punktgenauen Interventionen zugänglich sind,
 - und deren Nutzung sich typischerweise als wertmindernde Inanspruchnahme vollzieht.
- Kombinatorische Effekte hoher Komplexität (»Qualität zweiter Ordnung«) sind
 - Effekte aus anderen kombinatorischen Effekten,
 - die einen Prozess oder ein Gut ganzheitlich durchformen,
 - sich jeglicher Standardisierung entziehen sowie
 - nur im Rahmen von Systemveränderungsansätzen beeinflussbar sind,
 - und deren Nutzung sich typischerweise als wertstabile bzw. wertverbessernde Inanspruchnahme vollzieht.

Operationalisierungspfade

Wo konkret bestimmte quantitative Größenordnungen oder Qualitäten erster Ordnung oder aber Qualitäten zweiter Ordnung verändert werden sollen, müssen die Interventionsabsichten in Zielen formuliert werden: zum einen, um diese verfolgen und zum anderen, um am Ende die Zielerreichung überprüfen zu können. Voraussetzung der Zielformulierung ist die mathematische oder verbale Abbildbarkeit der zu entwickelnden quantitativen und qualitativen Merkmale oder Eigenschaften. Die Abbildungen sollten der aufsteigenden Komplexität entsprechen:

- Für eher anspruchslose Beurteilungen, etwa Ausstattungsvergleiche oder formale Rankings, lässt sich mit quantitativen Kennziffern arbeiten. Qualitativ wird damit gleichwohl nichts abgebildet.
- Nicht messbar im mathematischen Sinne, aber doch verbal standardisierbar sind Qualitäten erster Ordnung, also einzeln benennbare Eigenschaften. Sie lassen sich über Standards fixieren, indem sie beschrieben werden können. Fremdsprachenkompetenz z. B. ist standardisiert über diverse Beherrschungsgrade: »schriftliches Verständnis«, »verhandlungssicher« oder »perfekt in Wort und Schrift«.
- Die ganzheitlich durchformende Güte – Qualität zweiter Ordnung – hingegen kann nur durch Indikatorenmix eingekreist werden, um sie auf der Grundlage bestimmter Bedeutungszuweisungen zu interpretieren. Entsprechend bedarf es, wo nicht allein einzelne Eigenschaften erzeugt oder verändert werden sollen, sondern die ganzheitlich durchformende Güte eines Prozesses oder eines Gutes verändert werden soll, multifaktorieller Beeinflussung. Diese beruht auf der Annahme, bestimmte Faktorenmixe würden Veränderungen in die gewünschte Richtung bewirken.

Die größere Verlässlichkeit einer Beschreibung spiegelt sich darin, dass einzelne Qualitätseigenschaften durch gezielte Inter-

ventionen mit relativ hoher Erfolgswahrscheinlichkeit erzeugt werden können. Die geringere Verlässlichkeit einer Interpretation spiegelt sich darin, dass multifaktorielle Beeinflussungen eines Prozesses mit dem Ziel, seine ganzheitliche Güte oder die des zu erzeugenden Gutes zu verändern, mit hoher Unsicherheit behaftet sind.

Nützliche Hochschulen?

Dennoch: Ohne eine gewisse Großzügigkeit wird es bei all solchen Operationalisierungen nicht abgehen können. Das Ausmaß und die Gestaltung dieser Großzügigkeit ist nicht zuletzt ein Indikator für den Zustand der Gesellschaft, die die Hochschulen nicht nur unterhält, sondern auch benötigt.

Eine aufgeklärte Gesellschaft wird gegen den utilitaristischen Trend marktformig organisierter Sozialsysteme den Nutzen hochschulischer Leistungen bewusst großzügig bewerten. Sie wird davon ausgehen, dass ein Nutzen akademischer Bildung auch dann gegeben ist, wenn sich dies nicht unmittelbar monetär oder in anderer Weise quantitativ ausdrücken lässt. Hinsichtlich der Nützlichkeit sog. zweckfreien Vorsichhin-Forschens wird sich eine aufgeklärte Gesellschaft ggf. daran erinnern lassen, dass z. B. sämtliche Schlüsselinnovationen der Computertechnologie ungeplant zustande kamen, zufällige Ergebnisse von Forschungen waren, die in völlig andere Richtungen zielten, und teils zunächst in ihrer qualitativen Bedeutung verkannt wurden. Eine aufgeklärte Gesellschaft wird schließlich akzeptieren, dass es ihrer gesellschaftlichen Reproduktion dienlich ist, über akademische Bildung und Forschung auch nichtmaterielle Bedürfnisse zu befriedigen, etwa solche nach Orientierung, historischer Selbstvergewisserung, radikaler Kritik und Reflexion sozialer Risiken.

Eine derart aufgeklärte Gesellschaft muss hinsichtlich der Hochschulen – wie auch in Bezug auf Kunst, Kultur, Sozialarbeit und vergleichbare Bereiche – einen **erweiterten Nutzenbegriff** in Anschlag bringen. Bezogen auf die Qualität hochschulischer Leistungen hat ein solcher erweiterter Nutzenbegriff deren infragestellenden und visionären Überschuss zu integrieren. Qualität ist der diesen Überschuss beheimatende ›Ort‹. Wo Quantitäten basale materielle Bedürfnisse zu befriedigen vermögen, benötigt die Befriedigung darüber hinausgehender Bedürfnisse Eigenschaften der diese Bedürfnisse befriedigenden Prozesse und Güter, die als ›Qualität(en)‹ zu bezeichnen üblich geworden ist.

Im Übergang von Quantität(en) über Qualität(en) erster Ordnung zur Qualität zweiter Ordnung vergrößern sich sukzessive die infragestellenden, utopischen, visionären, potenziell gesellschaftsverändernden Anteile, die Anteile also, die das Bestehende transzendieren, die über das aktuell Realisierbare hinausgehen, die das bislang noch nicht Gedachte und Undenkbare ermöglichen, die Sinn produzieren, mit diesem Sinn Dinge und Prozesse belegen und derart schlichte Quantitäten qualitativ infizieren. Das ist der ›Überschuss‹, der sich in jeder Qualität findet.

Sollen diese Anteile in pragmatische Prozessgestaltungen integriert werden, besteht eine anspruchsvolle Herausforderung. Ein Vorschlag wäre: zunächst völlig anspruchlos beginnen und ins unterste Regal greifen, d. h. bei der pragmatischsten Qualitätsbestimmung ansetzen, nämlich der im Qualitätsmanagement handlungsleitenden Vorstellung, Qualität sei die »Eignung eines Gutes oder Prozesses für den Verwender«. Dann wäre danach zu

fragen, ob der Verwender ebenso schlicht aufgefasst werden könne wie die Qualität in dieser Begriffsbestimmung. Wo das Bewährte seine Verwender und die Affirmation ihre Agenten hat, da kann naturgemäß das bislang Noch-nicht-Dagewesene noch keinen Verwender haben, sondern muss ihn erst finden, wie ebenso die Kritik des Bestehenden ihre Agenten erst durch Aufklärung und Einsicht gewinnen muss.

Das bereits Bestehende hat den unschlagbaren Vorteil der Evidenz gegenüber dem erst künftig und nur eventuell Entstehenden. Dennoch hat auch das Künftige seine Verwender: künftige Verwender. Also müssen diese in die pragmatische Gestaltung von Qualitätsentwicklungs-Prozessen an Hochschulen einbezogen werden. Da es sie noch nicht gibt, bleibt nur, sie zu simulieren. Es müssen also Agenturen der Utopie, der Infragestellung, der Normabweichung, der Gesellschaftsveränderung, kurz: Agenturen der sinnhaften Zukunftsoffenheit in die Prozesse qua Simulation integriert werden. Diese Agenturen könnten institutionelle Regelungen, Organisationen oder auch Personen sein.

Hinsichtlich der chronologischen Dimension ähneln die Hochschulen Dienstleistungserbringern in der Wirtschaft, die diese wiederum von anderen Produktproduzenten abhebt: »Auf Grund dessen, dass eine Dienstleistung eine Zustandsänderung ist, ist sie prinzipiell nicht wiederholbar. Auch wenn die Dienstleistung nicht zufrieden stellt, hat sich der Ausgangszustand sowohl beim Kunden wie beim Dienstleister geändert. Damit sind für eine erneute Dienstleistung andere Ausgangsbedingungen gegeben.«¹⁸ Übertragen auf Lehrprozesse heißt das vor allem, dass es keine Möglichkeiten für Rücknahmen gibt:¹⁹ Was einmal an Ausbildung produziert wurde, kann nicht im Sinne von Garantieleistung und schadensneutral für die Ausgebildeten nachgebessert werden.²⁰

Übertragen auf Forschungsprozesse heißt es: Die Qualität von Forschungsleistungen lässt sich vor Auftragserteilung oder Projektbewilligung nicht überprüfen. Lediglich die Projektentwicklung kann geplant werden, jedoch nicht ihr Resultat.²¹ Insoweit die Qualität einer Forschungsleistung sich erst während des Forschungsprozesses entwickelt, muss sich das Qualitätsmanagement auf eben diesen Prozess richten und gegenüber den Prozessergebnissen eine gewisse Gelassenheit entwickeln. Zu akzeptieren sind zwei nicht zu vermischende Zuständigkeiten: Ein prozessbezogenes Qualitätsmanagement sichert die Qualität des Forschungsprozesses, indem es der Kreativität, Intuition und individuellen wie kollektiven Fantasie optimale Rahmenbedingungen zu schaffen sucht; das schlechterdings nicht zu managende schöpferische Denken entfaltet sich innerhalb dieser optimierten Rahmenbedingungen und kommt zu praktikablen, interessanten, Aufsehen erregenden und/oder Paradigmen stürzenden Ergebnissen – oder nicht.

Literatur

- Akerlof, G. A.: The market for »lemons«. Quality uncertainty and the market mechanism, in: *Quarterly Journal of Economics* 3/1970, S. 489 – 500.
 Dahlgaard, J. J.: Erfahrungen mit der Implementierung von TQM an Hochschulen. In: Hochschulrektorenkonferenz (Hg.), *Qualität an Hochschulen ...*, 1999, S. 55 – 72.

18 Stephan, 1994, S. 27 f.

19 Dahlgaard, 1999, S. 57.

20 Olbertz, 1998, S. 78 f.

21 Pfeiffer/Wunderlich 1996, 203.

Deutsche Gesellschaft für Qualitätsforschung (Pflanzliche Nahrungsmittel) (Hg.): XXVII. Vortragsstagung. Qualitätsforschung an pflanzlichen Nahrungsmitteln in Deutschland, München o. J. 1992.

Dietel, C.: Von den veredelnden Spuren des Nutzens oder Patina des Gebrauchs. In: form + zweck 1/1973, S. 38 – 42.

Ermert, K. (Hg.): Hochschulmanagement. Perspektiven der »Organisationskultur« der Hochschulen, Locom 1998.

Hochschulrektorenkonferenz (Hg.): Qualität an Hochschulen. Fachtagung der Universität Kaiserslautern und der Hochschulrektorenkonferenz, Kaiserslautern, 28./29. September 1998, Bonn 1999.

Humboldt, W. v.: Werke in fünf Bänden, Bd. IV: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, hg. von A. Flitner/K. Giel, 4. Aufl., Stuttgart 1993.

- (1993 a): Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: ders., 1993, S. 255 – 266.
- (1993 b): Antrag auf Errichtung der Universität Berlin, Mai 1809, in: ders., 1993, S. 29 – 37.
- (1993 c): Antrag auf Errichtung der Universität Berlin, Juli 1809, in: ders., 1993, S. 113 – 120.

Kolodrujask, M.: Neue Aspekte eines erweiterten Qualitätsbegriffes mit besonderer Ausrichtung auf die Produktion pflanzlicher Rohstoffe/Produkte für Lebensmittel. In: Deutsche Gesellschaft für Qualitätsforschung (Pflanzliche Nahrungsmittel), XXVII. Vortragsstagung ..., 1992, S. 22 – 35.

Kühne, L.: Gegenstand und Raum. Über die Historizität des Ästhetischen, Dresden 1981.

Meyer zu Drewes, H.: Der europäische Binnenmarkt – eine Herausforderung auch für die Qualitätsforschung. In: Deutsche Gesellschaft für Qualitäts-

forschung (Pflanzliche Nahrungsmittel), XXVII. Vortragsstagung ..., 1992, S. 9 – 21.

Olbertz, J.-H.: Und wenn die Kunden unzufrieden sind? Ganz ernsthafte Überlegungen zur Zertifizierung nach ISO 9000 ff. im Hochschulbereich. In: Ermert, 1998, S. 74 – 81.

Pasternack, P.: Die Hochschulqualitätsdebatte. Anlässe, Voraussetzungen und Struktur-. In: Das Hochschulwesen 2/2000, S. 38 – 43.

Pfeiffer, T./Wunderlich, M.: Qualitätsmanagementsysteme nach DIN EN ISO 9000 ff. in Forschungseinrichtungen. Erfahrungen aus einer Einführung. In: Wissenschaftsmanagement 4/1996, S. 202 – 208.

RAND Institute (1998): What is quality and how is it measured?, unter URL: www.rand.org/publications/RB/RB4524 (Zugriff: 12. Mai 1999).

Stephan, P.: Qualitätsmanagement in Weiterbildungseinrichtungen, Berlin 1994.

Vroeijenstijn, A. I.: Some Questions and Answers with Regard to External Quality Assessment. In: Higher Education in Europe 3/1993, S. 49 – 66.

■ Dr. Peer Pasternack, Hof Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg, E-Mail: pasternack@hof.uni-halle.de

Praktikum – eine Brücke schlagen zwischen Wissenschaft und Beruf

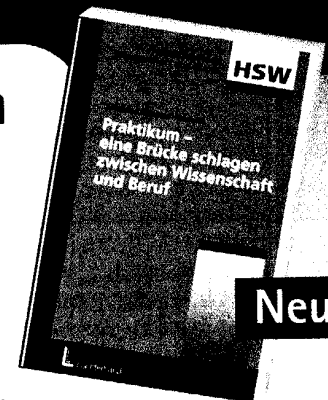
Praktika sind unverzichtbare Orte reflexiver Lernprozesse und stellen einen wichtigen Baustein auf dem Weg zum „wissenschaftlich ausgebildeten Professionellen“ im erziehungswissenschaftlichen Diplomstudium dar.

Trotz der Bedeutsamkeit der Praktika sowohl für die Studierenden als auch für das Anliegen der berufsorientierten Hochschulausbildung liegt bis dato keine Verständigung über Funktion und Ziele von Praktika vor; ein Manko, das zu beheben Ziel dieses Sammelbandes ist.

Ein weiteres Anliegen ist es, den Austausch zwischen Lehrenden und Studierenden, zwischen Hochschulforschung und Hochschulpraxis, zwischen Ausbildungsstätten und Anstellungsträgern zu forcieren und die qualifizierte Gestaltung von Praktika als Brücke zwischen Wissenschaft und Beruf als gemeinsame Aufgabe anzuerkennen.

Für Studierende, die ein Praktikum absolvieren wollen, enthält dieses Buch eine Reihe von Anregungen; ebenso wie für Lehrende an Ausbildungsstätten und Anstellungsträger.

Zu beziehen über Ihre Buchhandlung
oder direkt beim Verlag.



Schulze-Krüdener/Homfeldt
**Praktikum – eine Brücke
schlagen zwischen
Wissenschaft und Beruf**

2001, 236 Seiten, kartoniert,
€ 14,90/sFr 29,80
ISBN 3-472-04599-5

Hermann Luchterhand Verlag GmbH

Postfach 2352 · 56513 Neuwied

Telefon 02631.801-329 · Telefax 02631.801-210

www.luchterhand.de · e-mail info@luchterhand.de

Luchterhand
VON PROFIL ZU PROFIL